

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Bilder und Beiträge aus und zur kirchlichen Geschichte der Stadt Mannheim

1652 - 1689

IV. Kurfürst Karl Ludwig, die Lutheraner und die Eintrachtskirche, V. Die französische Gemeinde und der Kampf des Pfarrers Poitevin um die Einführung der hugenottischen Kirchenzucht, VI. Die Zerstörung und Zerstreuung

Nüßle, Eduard

Heidelberg, 1902

IV. Kurfürst Karl Ludwig, die Lutheraner und die Eintrachtskirche

[urn:nbn:de:bsz:31-314746](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-314746)

IV.

Kurfürst Karl Ludwig, die Lutheraner und die Eintrachtskirche.

Namhafte Forscher sagen uns von Karl Ludwig, daß er „in religiösen Dingen beinahe indifferent“ gewesen, daß er „nicht nur den konfessionellen Fragen, sondern dem Christentum selbst nahezu indifferent gegenüberstand.“⁽¹⁾ Diese Beurteilung trägt zwar eine gewisse Beschränkung in sich selbst, und doch mag es, auch in dieser Beschränkung, schwer sein, für ein Urteil, das die innerste Gesinnung betrifft, den Nachweis unanfechtbarer Richtigkeit zu erbringen.

Es ist eine zweifellose Tatsache, daß Karl Ludwig von der unbefangenen und aufrichtigen Frömmigkeit und dem sittlichen Ernst seiner Vorfahren, insbesondere Friedrich III. und Friedrich IV., weit entfernt war. Worte wie die, die er bei dem Suchen nach einem Vorleser und Gesellschafter geschrieben: „Pfalz ist indifferent, von was Religion er seye, von denen, die im Reich erlaubt,“⁽²⁾ würden jene Männer in ihrem kalvinistischen Eifer nie geschrieben haben. Sie würden nie zugelassen haben, wie Karl Ludwig tat, daß eine Tochter, um eine glänzende Partie zu machen, den Glauben ihrer Väter abschwor, und daß die Vorbereitung dazu, wenn auch vor der Welt verheimlicht, doch mit ihrem Wissen und Willen in ihrem Schloß vollzogen worden wäre. Es mag ja scheinen, als ob sich Karl Ludwig mit obigen Worten selbst zum Indifferentismus in religiösen Dingen bekannt habe. Und doch stehen der Uebertragung dieser Worte auf seine innere Stellung zu allen religiösen Fragen, Worte, die er nur im Hinblick auf eine vorliegende Personenfrage gebraucht hat, sehr gewichtige Tatsachen entgegen, die es nicht glaubhaft erscheinen lassen, daß er „religiös“, dem Christentum gegenüber, indifferent, auch nur nahezu indifferent gewesen sei. Daß er selber die Gottesdienste in Mannheim regelmäßig besuchte, daß er auch an den Gottesdiensten der Franzosen einige Male Anteil nahm, beweist allerdings noch wenig; das mag ihm als landesväterliche Klugheit gedeutet werden. Aber seine Unionsversuche, seine nie ermüdenden Unionsbestrebungen?

Man mag ja geneigt sein zu sagen, er hat eine Union der christlichen Konfessionen angestrebt aus Indifferenz und nur darum, weil er von politischen Erwägungen geleitet war. Allein dann hätten solche Bestrebungen nur vorgehalten, so lange praktische Erfolge, ein erreichbares Ziel von einiger politischen Bedeutung vor seinen Augen stand. Er hat aber seine Bestrebungen bis an sein Lebensende mit einer solchen Zähigkeit und Innigkeit verfolgt, auch wo greifbare Erfolge nicht zu sehen waren, daß es schwer fällt, an religiöse Indifferenz zu glauben.

Von einer guten Familientradition, und daß diese bei ihm durch persönliche Erfahrungen noch verstärkt war, davon darf man im Hinblick auf die Unionsbestrebungen des Kurfürsten allerdings sprechen. Er hat es ja in dem Verlauf des dreißigjährigen Krieges, da er als das Kind einer vertriebenen Fürstenfamilie das Brot der Verbannung aß, mitempfunden, wie verderblich der Hader zwischen Lutheranern und Reformierten für die Sache der Protestanten und für sein Haus insbesondere geworden war, wie verderblich auch noch bei dem Abschluß des Friedens.

Ob auch die Beziehungen zu der Kaugräfin Luise geb. von Degenfeld, seiner zweiten Gemahlin, die der lutherischen Kirche angehörte, auf seine Geneigtheit und sein Streben nach einer Union in erheblicher Weise eingewirkt habe, scheint zweifelhaft. Zwar fallen die entscheidenden Jahreszahlen für seine Beziehungen zu der Kaugräfin mit seinen ernstgemeinten Unionsversuchen zusammen. Als sich die ersten Beziehungen zu der Degenfeld entwickelten (1657), wurden die ersten weitergreifenden Unionsverhandlungen mit Württemberg und Sachsen geführt; als sie starb, trat er eben an sein letztes sichtbares Unionswerk, an den Bau der Eintrachtskirche, heran. Allein das letzte Zusammentreffen ist zufällig: Der Plan zur Eintrachtskirche wurde gefaßt und war festgestellt, ehe man den Gengang der Kaugräfin ahnen konnte. Das erstere Zusammentreffen läßt sich auch aus anderen Ursachen hinreichend erklären, ohne daß irgendwie ein Zusammenhang beider Unternehmungen angenommen werden müßte.

Wie sehr dem Kurfürsten seine Unionsgedanken am Herzen lagen, das mag auch aus jenem Geschenk ersehen werden, welches er 1678 an den Pfarrer Poitevin überreichen ließ, die Werke des David Pareus, unter welchem das Irenicum, eine Unionschrift, das bedeutendste war. Aber mehr als in allem anderen hat seine Unionsseh-

sucht ihren Ausdruck gefunden in dem Bau der Eintrachtskirche, die 1677—1680 auf Befehl und auf Kosten des Kurfürsten in der Friedrichsburg gebaut wurde.

Wie sah es um das Jahr 1670 in der Friedrichsburg aus mit kirchlichen Gebäuden? Eine Abbildung vom Jahre 1669, offenbar zu Ehren der in diesem Jahre neu eingerichteten fliegenden Rheinbrücke, eines für jene Zeit viel angestaunten Wunderwerkes, zeigt uns eine Kirche hinter dem kurfürstlichen Schlosse gegen den Rhein zu, wahrscheinlich die Garnisonskirche, nach dem sichtbaren Turm zu schließen, ein schlichter einfacher Bau, während das kurfürstliche Schloß, in französischem Stil erbaut, einen sehr stattlichen Eindruck macht.³⁾

Ein höheres Interesse als diese wenig bekannte Garnisonskirche oder die Schloßkapelle, von der wir gelegentlich erfahren, nimmt eine andere Kirche in der Friedrichsburg in Anspruch, zu welcher am 29. März 1677 der Grundstein gelegt wurde, und welche im Hinblick auf ihre Bestimmung in ganz Deutschland vielleicht nicht ihresgleichen gehabt hat, die Eintrachtskirche. Sie wurde von dem Kurfürsten Karl Ludwig mit der ausdrücklichen Bestimmung gebaut, daß sie den drei christlichen Konfessionen, die in dem Deutschen Reich offizielle Geltung hatten, der reformierten, lutherischen und römisch-katholischen, gemeinsam zu ihrem Gottesdienst dienen sollte.⁴⁾ Sie sollte zwar auch als Grustkirche dienen für seine aufrichtig geliebte zweite Gemahlin, Luise von Degenfeld; aber vor allem sollte sie eine sichtbare Verkörperung seiner Herzenswünsche und seiner Bestrebungen sein, die auf eine Union der christlichen Konfessionen gerichtet waren, und denen sich der sonst so mächtige Mann besonders in seinen letzten Jahren mit einer Art von schwärmerischen Begeisterung hingegeben hat.

Sehr bekannt ist die Einweihung dieser Kirche am 29. Juni 1680, bei welcher Vertreter der drei genannten Konfessionen mitgewirkt haben. Weniger bekannt dürften einige der im Nachfolgenden geschilderten Tatsachen sein, welche zweifellos auf die endgiltigen Entschlüsse des Kurfürsten eingewirkt haben, besonders das seiner Ausführung schon sehr nahe gekommene Vorhaben der Lutheraner, in der Friedrichsburg für ihre Konfession eine eigene Kirche zu bauen.

Der westfälische Friede enthielt über die kirchlichen Rechte der Lutheraner in der Pfalz eine sehr dehnbare Bestimmung.⁵⁾ Von dem Kirchenrat wurde sie dahin ausgelegt, daß die bestehenden lutherischen Gemeinden in ihren Rechten dadurch geschützt würden, jedoch keine Ver-

pflichtung bestehe, die Gründung neuer Gemeinden zuzulassen. Die Lutheraner dagegen glaubten, daß ihnen durch den westfälischen Frieden freie Religionsübung unbedingt zugesichert sei. Auch die wenigen Lutheraner in Mannheim beriefen sich auf diese Auslegung. Dazu wiesen sie auch noch auf die Privilegien hin, die aber zweifellos freie Religionsübung nur den Reformierten zusicherten.⁹⁾ Mit besserem Recht konnten sich die Lutheraner auf die persönliche Gesinnung des Kurfürsten berufen. War er doch in Heidelberg den Lutheranern sehr weit entgegengekommen, hatte Beiträge zur Erbauung einer Kirche für dieselben, die heutige Providenzkirche, geleistet und an der Einweihung sich persönlich beteiligt. Daß die damalige Gemahlin des Kurfürsten, Luise von Degenfeld, wie auch einige hochstehende Hofbeamten, lutherisch waren, konnte die Zuversicht nur bestärken, daß ihnen auch hier freie Religionsübung eingeräumt würde, sobald sie nachweisen konnten, daß 50 Familien in der Stadt wohnten. Seit dem Jahre 1664 wurde dieses Ziel mit einer erstaunlichen Zähigkeit verfolgt, ist aber in Wahrheit in der gewünschten unbeschränkten Ausdehnung, solange Karl Ludwig und sein Sohn Karl, der letzte Sprosse der Simmern'schen Kurfürstenlinie (gest. 1685), lebten, nie erreicht worden. Die Eintrachtskirche mit ihrer gemeinsamen Agende für den reformierten und lutherischen Gottesdienst war nicht das, was sie wünschten und hofften.

Im Jahre 1664 wird zunächst um einen Pfarrer ihrer Konfession nachgesucht. Die erste Eingabe wird von den Bureaubeamten unbeantwortet zurückgegeben, weil sie sich „Gemeinde“ genannt haben; auf die zweite wird ihnen bedeutet, daß sie wiederkommen sollen, „wenn ihrer 50 Familien in Mannheim“ seien. Fast jedes Jahr, mit Ausnahme des Pestjahres 1666, bringt einen neuen Anlauf; auch auswärtige oder durchziehende Pfarrer und Kandidaten machen ihre Vorschläge oder reichen ihre Bittgesuche ein. So empfehlen zwei lutherische Geistliche, Schragmüller und Gildebrand, ersterer in Speyer, ihren Sohn und Schwager, der sich eben stellenlos in Mannheim aufhielt, zur Anstellung daselbst. Ihnen wird durch eigenhändige Bemerkung des Kurfürsten der derbe Bescheid: „Man soll Schragmüllern sagen er soll sich in fremder Unterthanen Sach nicht mischen.“

Der Stadtrat, zur gutachtlichen Äußerung aufgefordert, befand sich dem Andrängen der Lutheraner gegenüber in einem peinlichen Dilemma. Die Sache sei, sagen sie in ihrer Erklärung vom 30. April

1669, bei der Geneigtheit des Kurfürsten eigentlich schon entschieden; doch könnten sie ihre Befürchtung nicht unterdrücken, daß die bisherige weithin berühmte und sehr gute Harmonie gestört werde. Die Gesuche gingen nur von einzelnen aus, die „mit Ausländern korrespondieren“. Die Mehrzahl der Lutheraner habe bisher den reformierten Gottesdienst mit „sonderbarem Ernst und Eifer“ besucht. Wer aber durchaus Lutherischen Gottesdienst wolle, könne ihn mit der „neuen Rheinfahrt“ in der Nähe (Mundenheim) finden. In einer zweiten Vorlage vom April 1670 bleiben sie bei der Meinung vom 30. April 1669; zudem seien die Lutheraner auch durch Pfarrer Ghim sehr gut pastoriert.“)

Allein die Bittsteller gehen unerschrocken ihren Weg weiter. Den Vogel unter allen Bittgesuchen und kühnen Projekten, die dem Kurfürsten vorgelegt wurden, hat aber sicher ein Kandidatus abgeschossen, der sich frischweg als „Bevollmächtigter der Lutherischen Gemeinde in Mannheim“ bezeichnet (November 1671). Zunächst bittet er um „geheime“ Audienz bei dem Kurfürsten, um ihm einige „geheime Mitteilungen über den Stand der Dinge“ zu machen. Im Ferneren überreicht der Herr Kandidat ein stattliches Bouquet unterschiedlicher Schriftstücke. So pro primo „eine wehmütige Supplikation von über die 400 Lutherische getreue Unterthanen, mit unseren armen Weib und Kinderlein.“ „Wir schwören bei Verlust Hab und Güter, Leibs und Lebens, ja zeitlicher und geistlicher Wohlfahrt, daß solche Spezifikation klar und wahr.“ Dann folgt die Spezifikation selbst, dann ein untertänigst Memoria wegen seiner Anstellung. Ferner ist der Bittsteller erbötig, „bei Verlierung Hab, Gut und Bluts“ alle mögliche Kaution dafür zu stellen, daß er alle seine Versprechungen getreulich in Erfüllung bringen werde. Und wahrlich diese Versprechungen sind nicht klein. Er macht sich nämlich anheischig, daß er in kurzer Frist gar viele auswärtige Familien „in die reichsbewährte Stadt Mannheim treulichst herbeischaffen will,“ daß er „innerhalb zwei Jahren unfehlbar ein gemein Pfarr- und Schulhaus, in acht Jahren eine Kirche vor voll und ausgebaut fertig dastehend liefern will ohne der Gemein Beschwerden.“ Außer treuer Ausrichtung seines Amtes will er auch „die Schul nebens mitversehn, die Jugend in den freien Künsten, sonderlich in Musiciis sowohl vokaliter als instrumentaliter unterrichten.“

Und was verlangt er für alle diese erstaunlichen Leistungen? Die vier ersten Jahre wolle er von seinen eigenen Mitteln leben und

die gebührende Besoldung zum Aufbau öffentlicher und kirchlicher Baumerke herwenden, ja sogar noch 100 Gulden zur Erbauung eines Pfarrhauses herschießen. In diesem reichen Blütenstrauß verheißungsvoller Schriftstücke darf natürlich die Blume der Poesie nicht fehlen. Ein fünftes Schriftstück enthält „eine unterthänigste wohlmeinende Gratulation an des Kurfürsten Durchlaucht und sein Haus, in einem nachdenklichen Anagramma und Emblema vorgestellt“.

Und weil der weitblickende Bittsteller es doch immerhin für möglich halten muß, daß ihm die gewünschte geheime Audienz nicht gewährt werde, verrät er von seinen Geheimnissen wenigstens soviel, daß er „gewisse sichere Mittel in Händen habe, wodurch reichsberühmte Stadt und Festung Mannheim sowohl an Bürgern aus Köln, Straßburg, Frankfurt und Holland als an herrlichen Gebäuden schleunigst soll vermehrt werden.“

Obgleich er die allerbesten Empfehlungen von dem Grafen von Hanau hätte haben können, so fährt er weiter fort, „habe ich doch geglaubt, daß bei Ew. Churf. Durchlaucht, als einem so generösen Reichsstand, über dessen Prudenz und Tapferkeit Europa sich billig verwundert, dergleichen Plattierungen Glaukomata (Blendwerk) wenig oder gar nichts gelten, sondern daß das die beste Rekommodation ist, welche einem die Tugend in der That mitzuteilen pfeleget.“

Damit aber diese seine Tugenden im einzelnen erkannt werden, stellt er sich selbst im Namen der Lutheraner in Mannheim das Zeugnis aus; er sei „der wohlwürdig und wohlgelehrte Herr Johann Heinrich Jungius aus der Grafschaft Hanau-Münzenberg gebürtig, als ein gottesfürchtiger frommer Theologus und friedliebender Geistlicher, wegen seiner sonderbahren guten Gaben zu predigen und anderen Qualitäten zumteil bekannt, teils von ehrlichen Leuten angerühmet.“

Man sieht, das Auftreten dieses kocken Abenteurers kann mit bestem Erfolg wetteifern mit allem, was auf diesem Gebiet die moderne Zeit zu bieten vermag. Wir müßten im Hinblick auf die Möglichkeit des Mißbrauchs Bedenken tragen, ein solches Beispiel schwindelhafter Anerbietung mitzuteilen, gemacht von seiten eines Mannes, der sich einen Theologen nennt, vielleicht ohne es zu sein; allein es hat ja in Mannheim in dieser Zeit an wackeren, auch in der Not erprobten Männern nicht gefehlt, die diesen Beruf in der würdigsten Weise

vertraten, und dafür auch von seiten der Bürgerschaft die verdiente Anerkennung gefunden haben.

Man kann das Unternehmen des kocken Abenteurers und Schwindlers — denn das ist er gewesen trotz aller unleugbaren Kenntnisse, die seine Schriftstücke erkennen lassen — man kann seine ruhmredigen Schwindeleien kaum besser geißeln, als es der Stadtrat, zum Gutachten aufgefordert, getan hat (15. Dezember 1671). Schon dies sei höchst verdächtig, daß der Mann keinerlei Bollmacht bebringe, noch Ätteste darüber, wo er gewesen, viel weniger, wie er sich dort verhalten habe. Alles was er versprochen, seien „Impossibilitäten (unmögliche Dinge) oder große in der Luft schwebende Dingen (Redensarten)“. Solch ruhmjüchtige Reden gezierten sich am wenigsten für einen Theologen. Da gelte, was der große Cato sage: Du sollst dich nicht selber loben, noch dich selber anklagen. So handeln nur die Thoren, die von eitler Ruhmsucht geplagt werden.

Wer ziehen wolle, solle dahin gehen, wo Magistrate seiner Religion seien, z. B. nach Worms. Sie müßten, meint der Stadtrat, bei ihrem Gutachten von den Jahren 1669 und 1670 bleiben, d. h. sich gegen die Zulassung öffentlicher Religionsübung der Lutheraner erklären.

Auch der Geheime Rat in Heidelberg hat noch im Februar 1673 seine ersten Bedenken gegen eine solche Zulassung; es gebe Unfrieden, wie man das in Heidelberg sehe. Allein in demselben Jahre noch erhalten Kirchenrat Fabricius und der Stadtdirektor Clignet Auftrag, sie sollen Conditiones machen für die Zulassung eines lutherischen Geistlichen wenigstens in der Festung. Solche Conditiones, d. h. Bedingungen und Beschränkungen, seien unerläßlich, „damit der gerühmte Ruhestand in Ecclesiasticis konservieret werde, weil bekannt, daß die lutherischen Pfarrherrn bisweilen etwas vorwitzig.“⁸⁾

Am 29. Oktober dieses Jahres wird dem lutherischen Geistlichen Samuel Hoppius die Ermächtigung erteilt, daß er bis auf weiteres das h. Abendmahl wie in Heidelberg „practicire, damit Bürgerschaft auch Soldateska, um das Abendmahl zu empfangen, bei jetzigen gefährlichen Läuften nicht außerhalb gehe“. Bei dieser Gelegenheit dürfe der lutherische Pfarrer nicht bloß Vorbereitung abhalten, sondern auch predigen, „sonsten aber nicht“.

Es läßt sich leicht denken, daß diese neuen Zugeständnisse bei den Reformierten der Stadt unangenehme Empfindungen erweckten.

Man wachte darüber, daß die gegebenen KonzeSSIONen nicht zu sehr ausgedehnt wurden, und daß der lutherische Pfarrer sich nicht zu sehr in die Deffentlichkeit dränge. Schon im Januar 1674 berichtet das deutsch-reformierte Konsistorium an den Kirchenrat, daß der lutherische Pfarrherr dem Dekret zuwider alle Sonntage predige — um dies zu dürfen, feierten sie zuerst alle 14 Tage, später alle Sonntage das Abendmahl —, daß er mit seinem Chorrock über die Gäß einhergehe u. s. w. Ueber die sonntägliche Abendmahlsfeier wurden längere Verhandlungen geführt; das Ende war, daß man des Raummangels wegen dies zuließ. Allein es blieb ihnen doch noch vieles versagt: so durften sie nicht taufen, auch keine eigene Schule errichten; diese Rechte sind ihnen erst vom Oktober 1685 an d. h. nach dem Aussterben der letzten reformierten Kurfürstenlinie, zugestanden worden.

Inzwischen war Samuel Happius schon gestorben (Frühjahr 1674) und ein neuer lutherischer Pfarrer, der in der Folgezeit vielgenannte Johann Appellius an die Stelle getreten. Zwar hatte sich ein Sohn des Samuel Happius in die Stelle gedrängt, allein es stellte sich nach kurzer Zeit heraus, daß der Mann, der über die Ostertage an Stelle seines Vater ausgeholfen, weder examiniert noch ordiniert worden war, wie er dem Kirchenrat fälschlich angegeben hatte. Er wurde „in der Stille abgeschafft.“⁹⁾

So hatten nun die Lutheraner in kurzer Frist schon ihren zweiten, und wenn man will, ihren dritten Pfarrer. Allein noch fehlte ein eigenes kirchliches Lokal, das sichtbare Zeichen kirchlicher Selbständigkeit. Vorläufig mußten sie sich noch mit einem Privatlokal begnügen. Der Rat schlug auf Anfrage des Kirchenrates nach einem bequemen Lokal, in welchem das Abendmahl der Lutheraner gefeiert werden könne, den „gülden Schwamm“ vor, und meinte, der Eigentümer werde es wohl auch verkaufen (Februar 1674). Der Kirchenrat entgegen, soweit daß man ein Lokal für sie kaufe, brauche man nicht zu gehen, sie könnten wohl auch ein Gemach im Pädagogium benützen.

Gegen Ende 1675 schien der Wunsch nach einem eigenen kirchlichen Gebäude seine Erfüllung finden zu sollen. Im September werden sie auf ein vorausgegangenes Bittgesuch aufgefordert, einen Voranschlag einzureichen und Vorschläge zu machen über die Aufbringung der Kosten. Am 10. Dezember wird ihnen die Schenkung eines eigenen Bauplatzes in Aussicht gestellt, wofern sie versprechen, aus eigenen Mitteln oder durch Kollekten außer Landes eine Kirche herzustellen.

Noch vor Jahresluß garantieren sie von seiten der Gemeinde 2000 Gulden, aus Kollekten 7000 Gulden und legen gleichzeitig fertige Baupläne vor. Die Kirche soll 74 Fuß lang, 55 breit, innen 43 Fuß hoch werden und auf drei Seiten Emporbühnen haben; die Facade soll fünf Fenster und das Dach ein Glockentürmchen erhalten. Ein einfaches aber recht freundliches Plänchen.¹⁰⁾

Der Stadtdirektor Clignet hat in seinem Gutachten (Juni 1676) allerlei Bedenken: vor allem sei das Glockentürmchen zu streichen, denn das Recht eines eigenen Geläutes komme ihnen nicht zu. Auch macht er bei dieser Gelegenheit aufmerksam auf die Schwierigkeiten, die sich ergeben könnten durch die Versorgung der lutherischen Armen, die sich zweifellos bei freier Religionsübung hereinziehen würden. Der Kurfürst verfügt, offenbar mit Bezug auf die Ausstellung Clignets wegen des Glockenturms, nicht ohne gutmütigen Humor: „Deswegen kein Turm zu machen, sondern nur ein klein Türmchen zur Zierrat.“ Allein auf eine andere zufällige Neußerung des lutherischen Selbstgefühls erfolgte eine kräftige Zurückweisung. Die Lutheraner hatten nämlich unterzeichnet: „Die gesammte evangelische Bürgerschaft zu Mannheim.“ Der Kurfürst fragte hierauf sehr spitzig: Ob das die sämtliche Bürgerschaft in Mannheim sei, so der evangelischen Religion zugetan oder andere, „die sich absonderlich für evangelisch hielten und ihre Mitbürger nit dafür erkennen wollten.“ Die Lutheraner entschuldigten sich nun, sie hätten den Zusatz zu evangelisch nämlich „lutherisch“ vergessen.¹¹⁾

Ende 1676 kam der für die Lutheraner, die sich der Erfüllung ihrer Wünsche sehr nahe glauben mochten, gewiß sehr überraschende Bescheid: Der Kurfürst wolle selber bauen lassen und zwar eine Kirche zum gemeinsamen Gebrauch der drei Konfessionen. Es scheint, der Kurfürst wurde durch die vielleicht nur zufällige aber anmaßlich scheinende Bezeichnung, als „evangelische“ schlechthin, darauf aufmerksam gemacht, daß sich mit der Zulassung freier Religionsübung an die Lutheraner, so sehr sie auch seiner Gesinnung entsprach, doch eine neue Klüft aufthun, und daß an die Stelle der von dem Stadtrat gerühmten „sehr guten Harmonie“ ein ärgerlicher und verderblicher Zwiespalt treten könne. Jedenfalls wäre in der Errichtung der lutherischen Kirche ein gewisser tatsächlicher Verzicht gelegen auf die Unionsgedanken, die eben das Interesse des Kurfürsten aufs neue sehr lebhaft in Anspruch nahmen. Das gesammelte Geld wurde den Lutheranern auf

ihr Verlangen wieder zurückgegeben. Der Kurfürst wollte seine Eintrachtskirche nach seinen Plänen und auf seine Kosten bauen lassen.

Die Zeitgenossen und auch späteren Beurteiler, denen die Möglichkeit einer Union fern lag, haben die Bestimmung dieser Eintrachtskirche vielfach als eine fürstliche Laune, als eine vornehme Spielerei angesehen. So weiß der Rheinische Antiquarius von 1744 über Mannheim zu melden: „Das Seltsamste an diesem Ort war die Kirche zur Einigkeit genannt. Weil nun der Kurfürst ein lustiger Herr und in der Religion nicht sonderbar gewissenhaft war, so ließ er an dem Einweihungstage einen katholischen Dorfpriester aus der Nähe holen und darinnen predigen.“ Wir werden uns überzeugen, daß „lustige“ Gedanken dem Kurfürsten bei der Einweihung und noch mehr bei der Grundsteinlegung sehr ferne lagen. Es war ein tiefer und wohlwogener Ernst, der ihn zu diesem Bau führte. Er sollte ein sichtbares Denkmal seiner aufrichtigen und sehr ernstgemeinten Unionsbestrebung sein. Ein zweiter Zweck ist wohl erst in letzter Stunde zu diesem ersten hinzugetreten: es sollte auch ein Gruffkirche sein für seine zweite inniggeliebte, aber rasch und unerwartet dahingeschiedene Gattin, die Raugräfin Luise von Degenfeld und auch für ihn selbst, also ein Denkmal des Herzenbundes, der ihn mit dieser Frau vereinigt hatte.

Der erstgenannte Zweck der Eintrachtskirche, ein Denkmal der Unionsbestrebungen zu sein, ist jedenfalls auch der Zeit nach der erste und ursprüngliche. Denn der Tod der Gemahlin ist zu rasch und unerwartet eingetreten, ja der Gedanke, ihr in der nun zu erbauenden Kirche eine Ruhestätte zu bereiten, scheint ihm in den allerersten Tagen nach ihrem Hingang noch ferne gelegen zu sein. Er ließ ihren Leichnam zuerst nach Heidelberg bringen, dort sollte er in der Gruff der Franziskanerkirche beigesetzt werden.¹²⁾

Der Gedanke an eine zu erstrebende Union war aber dem Kurfürsten ein altvertrauter; Unionsgedanken gehörten zu den guten Traditionen des Simmern'schen Fürstenhauses und waren schon von dem weitblickenden Friedrich IV. (1592—1610) eifrig gepflegt worden. Im Jahre 1592 hatte ein in Heidelberg aufgenommener französischer Flüchtling Franziskus Junius einen Unionsvorschlag unter dem Titel *Irenicum* herausgegeben, der auf Vereinigung aller christlichen Konfessionen hinzielte. Größere Beachtung, wenn auch nicht in freundslichem Sinne, fand ein Buch des Professors David Pareus mit dem gleichnamigen Haupttitel *Irenicum*, zwar erst 1614 in Buchform her-

ausgegeben, aber in seinen Anfängen weiter zurückreichend. Indessen hatte diese Schrift nur eine Vereinigung der evangelischen Kirchen im Auge. Während die französischen Hugenotten dem Friedens- und Vereinigungsvorschlag auf mehreren Synoden lebhaft zustimmten, wurde er von den Lutheranern heftig angegriffen und rief eine Flut von Gegenschriften hervor.

Der dreißigjährige Krieg mit seinen schmerzlichen Erfahrungen hat, wo man überhaupt dafür empfänglich war, die Geneigtheit zur Union nur vermehrt. Dies sehen wir auch bei Karl Ludwig. Wie die ihm befreundeten Schweizer angeregt durch einen Schottländer Duräus, der in Cromwells Auftrag den Kontinent zu diesem Zwecke bereiste, hat er schon im Jahre 1556 eine eigene Kommission niedergesetzt, um eine Union wenigstens der Protestanten anzubahnen. Er selbst hatte bei den Verhandlungen dieser Kommission durch Darlegung seiner Anschauungen entscheidend eingegriffen. Der Schweizer Professor Gottinger, der von den Zürichern gewissermaßen auf eine Reihe von Jahren an die Universität Heidelberg geliehen war, hatte bei diesen Verhandlungen eine maßgebende Stimme; allein der Kurfürst behielt immer die Fäden selbst in der Hand. Dies bezeugt besonders eine Bemerkung, die er während dieser Verhandlungen durch einen seiner Staatsräte an den Hofprediger in Stuttgart schreiben ließ: es wäre in dieser Sache „nur auf dero Person allein zu sehen und nicht auf die Theologen, welche sich nach Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht richten würden“.¹³⁾

Im nächsten Jahre (1657) hat der Kurfürst zuerst mit den Württembergern, deren Herzog sich entgegenkommend stellte, und sodann anlässlich der Kaiserwahl auch mit den Sachsen offiziell unterhandelt. Das letzte Wort wurde hier und dort den Theologen überlassen, und damit war das Schicksal besiegelt: Die Württemberger erklärten etwas höflicher, die Sachsen etwas schroffer: Der Kurfürst solle mit seinem Land zur lutherischen Kirche übertreten, das sei die beste Union.

Zwanzig Jahre später, Anfang 1677, kam ein Graf von Spinola, ein Franziskaner, welcher eine spanische Prinzessin, die Gemahlin des Kaisers Leopold, nach Wien begleitet hatte, und seit dieser Zeit als Bischof von Tena ein Vertrauensmann des Kaisers geblieben war, mit Empfehlungsschreiben desselben an den Hof des Kurfürsten, dessen zur Union geneigte Gesinnung man kannte. Allein der gewandte Unterhändler konnte schon auf die Vorfrage, ob mit den Protestanten

als freien Menschen oder mit Rebellen, die man nur zur Gnade annehme, unterhandelt werden solle, keine befriedigende Erklärung geben. Als ihm nachgewiesen wurde, daß er ein Glaubensbekenntnis an Fabricius mit der wissentlich falschen Behauptung übersendet hatte, daß der Kurfürst es gebilligt habe, da war seine Rolle an dem Hofe des Kurfürsten ausgepielt. Er entfernte sich mit der bitteren Klage, daß er nirgends weniger ausgerichtet habe, als bei dem Kurfürsten von der Pfalz, dessen Neigung zur Union man allenthalben so laut rühme.¹⁴⁾

Daß diese Erfahrungen eingewirkt haben auf die oben gemeldete endgiltige Entscheidung inbetreff eines lutherischen Kirchenbaues, die ja schon Ende 1676 erfolgte, kann nicht sein. Allein der Kurfürst hatte sich aufs neue überzeugt, daß im großen und ganzen vorerst nichts zu erreichen sei, und daß auch in seinem Lande durch die Errichtung neuer lutherischer Kirchen und Gemeinden der Zwiespalt nur vermehrt werde. Er wollte wenigstens auf seinem Gebiet einige Vorbereitungen zu einer künftigen Union treffen und einen gewissen Anfang damit machen, und wenn dies alles auch nur ein Denkmal seiner Hoffnungen und Wünsche bleiben sollte.

Die Räte des Kurfürsten waren bei den dem Projekt gewidmeten Beratungen der Meinung, man solle sich auf den gemeinsamen Gebrauch desselben Raumes und auf Betonung des Gemeinsamen beschränken. Auch schlugen sie vor, die Kirche evangelische zu nennen, dagegen für die Gemeinden nur den Doppelnamen evangelisch-reformiert und evangelisch-lutherisch zu gestatten, um auch dadurch die Gemeinsamkeit beider hervorzuheben. Allein der Kurfürst verlangte Ausarbeitung einer von Lutheranern und Reformierten gemeinsam zu gebrauchenden Agende und für die Kirche den Namen „Eintrachtskirche“, um dadurch auch den Katholiken den Beitritt offen zu halten.¹⁵⁾

Die festliche Grundsteinlegung am 29. März 1677 hat zwar auch diesen Unionsgedanken einen Ausdruck gegeben, doch noch mehr drängte sich bei dieser Gelegenheit nach der Natur der Sache, und nach dem Zeitpunkt, in dem sie stattfand, eine andere Empfindung in den Vordergrund, die Trauer um die so rasch und unerwartet dahingeschiedene Gemahlin (18. März 1677), und die Sorge, wie er ihr eine würdige und gesicherte Ruhestätte bereiten möge, eine Ruhestätte an ihrer Seite auch für ihn selbst.

Der Gedanke, daß diese Stätte besser in der neu zu erbauenden

Kirche in der Friedrichsburg zu finden sei, scheint ihm unmittelbar nach Verbringung der Leiche nach Heidelberg gekommen zu sein, vielleicht auch eingegeben von der Sehnsucht, der aufrichtig Geliebten und tief Vertrauerten in der Friedrichsburg näher zu sein. Am 21. März war die Entschlafene nach Heidelberg gebracht worden; am 24. erschien der Kurfürst am frühen Morgen ohne alle Begleitung auf dem Bauplatz der Eintrachtskirche, fing an, mit eigener Hand an dem Fundament zu graben; sodann befahl er den Arbeitern weiter zu graben, teilte seinen Entschluß schriftlich mit und ordnete das Begräbnis an.¹⁶⁾ Das war also der erste Spatenstich.

Daß der Entschluß, hier an dieser Stätte, in der neu zu erbauenden Eintrachtskirche, seine Gemahlin zu bestatten, erst an diesem Tage zu seiner letzten Reise gekommen ist, wird uns durch die folgende Tatsache bestätigt. Eben an diesem 24. März und erst an diesem Tage wurde bei dem Goldschmied die in den Grundstein einzulegende Denkmünze bestellt, mit dem Bedeuten, daß sie innerhalb 4 Tagen fertig sein müsse. Sie ist aber offenbar erst bis zum 29. fertig geworden und daraus erklärt sich wohl am einfachsten, daß die Grundsteinlegungsfeier erst am 29. März stattfand, während die Denkmünze den 28. angibt. (Mannh. Gesch. VI. 1901 S. 42).

Die Feier der Grundsteinlegung, welche in Gegenwart des gesamten Hofstaates und eines nicht unbeträchtlichen militärischen Aufgebotes geschah — 600 Musketiere gaben ihre Salven ab, dazu donnerten eine Batterie von acht Geschützen — trug der Doppelstimmung entsprechend auch ein doppeltes Gepräge; es war ein „Freudenfest in Trauerkleidern“, wie es der Kirchenrat Fabricius in seiner Rede nannte. In dieser Rede wurde zunächst darauf hingewiesen, daß der zu errichtende Bau die Kirche zur heiligen Eintracht genannt werden solle, um damit anzudeuten, „daß der darin zu übende Gottesdienst nicht in Spaltungen und Sekten, nicht in Zank und Streit, sondern in Liebe und Eintracht verrichtet werden solle“. Auf die Trauer um die Dahingegangene, die hier ihre Ruhestätte finden sollte, wiesen nicht bloß die Trauergewänder hin, in welchen der Kurfürst und der ganze Hofstaat erschienen waren, sondern besonders auch die Rede des genannten Kirchenrats über Psalm 126, 5 „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten“. Einen tragischen Eindruck im Hinblick auf die Ereignisse 1689 machen die verheißungsvollen Segensworte dieser Rede: „Er (Gott) allein wird auch diese Gruften, wenn sie geschlossen, wiederum aufstun.“¹⁷⁾

Eine ausschließliche Trauerfeier wurde vier Tage danach, am 3. April, auf demselben Platz abgehalten, die Bestattungsfeier der verstorbenen Naugräfïn. War die Grundsteinlegung mehr ein Hoffest und eine lokale Feier gewesen, so hatte die Bestattung den Charakter einer Landestrauerfeier. Außer dem Hoffstaat und den Vertretern der Stadt und Feste nahmen auch Vertreter der Stadt und Universität Heidelberg Anteil, sowie auch Vertreter aller wichtigeren Städte der rheinischen Pfalz. Den Charakter einer tiefernsten Trauerfeier hat die Bestattung schon dadurch erhalten, daß sie in der Nacht bei dem Scheine von Trauerjackeln stattfand.¹⁸⁾

So war nun die in ihrem Leben und nach ihrem Gïngang viel-angefochtene Naugräfïn zu ihrer Ruhe gekommen; aber diese Ruhe hat, wie wir sehen werden, nicht sehr lange gewährt.

Alles, was noch weiter für dieses und an diesem, von den Zeitgenossen angestaunten, Unternehmen geschehen ist, deutet ausschließlich darauf hin, daß es sich hier um ein „Denkmal gottgefälliger heiliger Eintracht“ (*Divae concordiae monumentum*) handle, wie es die Denkmünzen im Grundstein nennen.

Zunächst wurde von dem Kurfürsten die Ausarbeitung einer „Evangelischen Kirchenordnung“ d. h. Gottesdienstordnung oder Agende, angeordnet, welche wenigstens von den Protestanten, den Reformierten und Lutheranern, zunächst in der Eintrachtskirche gemeinsam in Gebrauch genommen werden könne. Allein der Kurfürst gibt sich dabei der Hoffnung hin, daß der Gebrauch von dieser Kirche sich doch vielleicht auf das ganze Land ausbreiten werde.¹⁹⁾

Von Interesse ist es, aus dem betreffenden, offenbar aus Beratungen mit dem Kirchenrat Fabricius hervorgegangenen und für alle Geistlichen des Landes bestimmten Dekret zu ersehen, wie sich seine Anschauungen über die Durchführbarkeit einer Union auf Grundlage seiner bisherigen Erfahrungen umgestaltet haben.²⁰⁾ Den Gedanken, „eine Vermischung verschiedener einander entgegengesetzter Lehrpunkte einzuführen,“ den er bei seinen Bemühungen in den Jahren 1656 und 57 allerdings im Auge gehabt hatte, hat er völlig aufgegeben. Er erkennt wohl, daß die „durch die Religionsdifferenzen veranlaßte Verbitterung nicht so sehr aus dem Unterschied der Religionsartikel selbst, als aus der Menschen eigenem Humor, Widerspenstigkeit, Singularität, Eigensinnigkeit einiger Theologorum herkomme“. Aber was hilft diese Erkenntnis? Mit der Mehrzahl der Theologen, die nun einmal in-

betreff der „Lehrpunkte“ als die Sachverständigen angesehen werden mußten, war — diese Ueberzeugung hatte der Kurfürst aus allen seinen bisherigen Erfahrungen gewonnen — derzeit durchaus nichts anzufangen. Er suchte einen anderen Weg um sein Ziel, daß „die gehegte Verbitterung, soviel als möglich und tunlich sein wird, möchte aufgehoben werden“, zu erreichen. Er setzt seine Hoffnung auf den „gemeinen Mann, der mehr auf die Differenzien der äußerlichen Kirchengebräuche und Ordnungen als auf die Lehrpunkte selbst, deren Subtilität er mehrenteils nicht verstehet, achtung gebe“.

Wenn oft sehr kleine und geringe Reichsstände in ihrem Landbezirk „eigene Kirchenagenda anstellen und publizieren,“ so wolle er von diesem Rechte auch Gebrauch machen. Allein damit in so gewichtiger Sache nichts ohne reifliche Erwägung geschehe, wolle man hiermit von allen Geistlichen des Landes, Reformierten und Lutheranern, Gutachten erheben, wie „sothane Kirchenordnung ohne Veränderung und Vermischung der Religionspunkte selbst am füglichsten eingerichtet werden möge.“

Die Gutachten fielen günstig für das Unternehmen aus, und so erhielt eine Kommission, welcher außer dem reformierten Kirchenrat Fabricius zwei Lutheraner angehörten, den Auftrag, eine Agende auszuarbeiten, die zwar in der Eintrachtskirche tatsächlich zur Einführung gekommen ist, aber wie die Kirche selbst sich nur eines sehr kurzlebigen und durchaus nicht unbestrittenen Daseins erfreut hat.²¹⁾

Während an der Kirche rüstig weitergebaut wurde und auch die Eintrachtsagende ihrer Vollendung entgegenging, schlug der rastlose Geist Karl Ludwigs noch einen weiteren Weg ein, um seinem Ziel, einer tatsächlich durchgeführten, wenn auch noch so sehr lokalisierten Eintracht der Konfessionen näher zu kommen. Er hatte eine geistige Bewegung, die durch Philipp Jakob Spener von Frankfurt aus gerade um diese Zeit ihren ersten kräftigen Anstoß empfing, und die seinen Plänen eine Unterstützung zu verheißen schien, nicht übersehen. Im Jahre 1678 erschien die schon einige Jahre zuvor in bescheidenerem Umfang herausgegebene Schrift Speners „Fromme Wünsche“ in reicherer Begründung. Diese Schrift war das Programm der neuen Bewegung, die innere Aneignung der großen christlichen Heilstatsachen und Betätigung derselben im Leben forderte, und als eines der Hauptmittel zur Erreichung dieses Zieles die privaten Erbauungsstunden anempfahl, wie sie Spener schon seit 1670 in Frankfurt gehalten hatte. Einer der

namhaftesten, vielleicht auch der geistig hervorragendste Schüler und Freund Speners war Johann Winkler, im Jahre 1676 als zweiter Hofprediger nach Darmstadt berufen. Allein die privaten Erbauungstunden erregten das Mißfallen des ersten Hofpredigers Menzer, der von vorn herein dem neu eingetretenen Winkler sehr geneigt war, und dessen Vermählung mit einer Enkeltochter seines Bruders vermittelt hatte. Als ein für die Bestrebungen Winklers nur allzu eifrig eintretender Kammerrat Kriegsmann eine Schrift herausgab, deren Vorwürfe Menzer auf sich bezog, arbeitete er an der Beförderung Winklers nach einer anderen Stadt. Er dachte an Amsterdam, wahrscheinlich auch wegen der seinen Wünschen entsprechenden Entfernung der Stadt. Allein Winkler nahm Anfang September 1678, nicht zur Zufriedenheit seines Widersachers Menzer, einen Ruf des Kurfürsten Karl Ludwig als Prediger der lutherischen Gemeinde in dem nahen Mannheim an. Wahrscheinlich war diese Berufung vermittelt durch den genannten Kriegsmann, der in Darmstadt entlassen und von Karl Ludwig in Mannheim angestellt worden war.²²⁾

Karl Ludwig war ohne Zweifel durch die Erwägung bestimmt worden, daß der Pietismus mit seinem Dringen auf praktisches Christentum, auf die innere Aneignung der evangelischen Grundwahrheiten und der daraus folgenden Betätigung, mit seiner Geringschätzung der dogmatischen Unterscheidungslehren als ein Bundesgenosse seiner eigenen unionistischen Bestrebungen anzusehen sei, und daß die Vertretung dieser Richtung durch einen geistig bedeutenden und zugleich milden Vertreter seinem Werk nur förderlich sein könne. Appellius war offenbar dieser Aufgabe nicht gewachsen, hatte sich auch den Unionsbestrebungen gegenüber sehr zurückhaltend und von auswärtigen Eiferern beeinflusst gezeigt. Sein Anmut, nach fünfjährigem Interimsdienst bei der definitiven Anstellung übergangen worden zu sein, wurde durch Bertröstungen auf die Zukunft beschwichtigt.²³⁾

Welchen Wert der Kurfürst auf die Dienste des Johannes Winkler legte, ergibt sich schon aus der Höhe der ihm gewährten Besoldung: 300 Gulden bar, 100 Gulden in Früchten und freie Wohnung. Letztere war von der Gemeinde zu stellen, ebenso die Entschädigung für den Aufzug.²⁴⁾ Andererseits waren die Bedingungen so gestellt, daß dadurch den Friedensgedanken des Kurfürsten gedient werden mußte. Winkler verpflichtete sich, „die auf kurfürstlichen Befehl geschriebene, der evangelisch-lutherischen Konfession nicht zuwiderlaufende Eintrachts-

agende zu gebrauchen, sobald solche publiziert, und keine andere“. Inbetreff der privaten Erbauungsstunden sollte er sich nach dem Vertrag so verhalten, daß dadurch der Agende und den landesbischöflichen Rechten des Kurfürsten kein Abtrag geschehe. Ferner versprach Winkler sich alles Disputierens und Scheltens in Predigten wie auch sonst zu enthalten.²⁶⁾ Sonach waren Winkler private Erbauungsstunden nicht untersagt. Er hat während seines Aufenthaltes in Mannheim eine Schrift ausgearbeitet, die er bei seinem nachfolgenden Aufenthalt in Wertheim veröffentlichte, in welcher er die Gründe für die Berechtigung der privaten Erbauungsstunde im Anschluß an Kriegmanns Symphonies nachwies. Auch später noch nach dem Tode des Gedachten, ist er für die Ehre desselben, als „seines bis in den Tod vertrautesten Freundes“ eingetreten.

Die Erwartungen des Kurfürsten, die er auf die Wirksamkeit Winklers setzte, haben sich nicht erfüllt; auch hier in Mannheim sind Reibereien nicht ausgeblieben. Winkler hatte noch im Spätjahr 1678 bei dem Hofmarschall Graf Castell, welcher der lutherischen Gemeinde angehörte, in dessen Wohnung das Abendmahl gespendet, desgleichen auch anderen Privatleuten in der Sakristei. Der Kurfürst nahm dies übel auf und ließ aufmerksam machen auf den Unterschied zwischen Privaterbauung, die jedem freistehe, und kirchlichen Amtshandlungen, wozu das Abendmahl zähle, und daß diese unter seiner landesbischöflichen Aufsicht stehen müßten. Auch der Kirchenrat nahm dies ernst und ließ eine Warnung an die lutherischen Gemeinden ergehen, sich der Begünstigung aller separatistischen Bestrebungen zu enthalten. Die Drohung, „der Kurfürst könne die Konzession wohl gar revozieren“, wurde auf Geheiß Karl Ludwigs in dem Ausschreiben gestrichen. „Was können die davor, was ein Privatus getan,“ fügte er eigenhändig hinzu.²⁶⁾

Diese Erfahrungen und wohl auch Briefe Speners haben Winkler schon im kommenden Jahre (1679) bestimmt, einen Ruf als Superintendent nach Wertheim anzunehmen.²⁷⁾ So hatte denn dieser Versuch, welcher Karl Ludwig in Verührung brachte mit dem damals noch in seiner ersten und edleren Gestalt auftretenden Pietismus,²⁸⁾ ein rasches Ende genommen, noch ehe die Eintrachtskirche fertig gebaut war. Im Sommer 1680 war dieselbe indes vollendet.

Die äußere Erscheinung der Kirche wird uns durch eine oben schon erwähnte zur Grundsteinlegung fertiggestellte Denkmünze darge-

stellt, vielleicht das einzige Bild, das uns von der Kirche erhalten geblieben ist. Das von Major Seubert gefertigte Verzeichnis der reichen Münzsammlung des Mannheimer Altertumsvereins bietet eine wohlgelungene Abbildung dieser Münze dar. Die Kirche zeigt nach diesem Miniaturbild eine überraschende Ähnlichkeit mit der jetzt neu hergestellten Konfordinenkirche: Derselbe Stil, im Aufbau etwas einfacher, aber im Grundriß etwas reicher durch eine gegliederte Chorische und andererseits durch eine Vorhalle.

Was das Innere der Kirche betrifft, so müssen, da Abbildungen hierfür fehlen, Schilderungen in die Lücken treten, die von Zeugen herühren, die der Zeit noch leidlich nahe stehen. „Sie war keine der größten, aber eine der zierlichsten am Rheinstrom,“ sagt der rheinische Antiquarius von 1744. Ein anderer Zeitgenosse des gedachten Antiquarius, vom Jahre 1746, von Ludwig (Das Buch vom pfälzischen Hause), sagt folgendes: „Selbige war nicht so gar groß, gleichwohl aber sehr schön, sonderlich von innen prächtig gemalt und ausgezieret. Unter anderen sah man oben an der Decke das kurpfälzische Wappen, wie es die Engel hielten und gleichsam in den Himmel hineintrugen. Ob auch schon diese Decke aus lauter gleichen Tafeln (Brettern) bestand, und zusammengeschlagen war, so hatte sie doch der Künstler dermaßen optisch gemacht, daß es schien, als ob es viele gewölbte Bogen wären“. „Außen hingegen auf dem Turm stand ein Kreuz, welches eigentlich aus drei Kreuzen bestand, um dadurch die intendierte Einigkeit der drei Religionen anzuzeigen.“

Sinnbildliche Zeichen haben aber nicht bloß auf dem Turm sondern noch viel mehr im Innern der Kirche eine Rolle gespielt. Der Rektor des Gymnasiums in Heidelberg hat sich die Mühe genommen, den sinnbildlichen Schmuck der Kirche durch elf Gedichte zu verherrlichen, die in lateinischer und deutscher Sprache zugleich abgefaßt waren. Da sind die Sinnbilder der Macht und Weisheit, der Frömmigkeit und des Friedens u. s. w. zu sehen; im Chor aber ist das Leiden Christi nach eigener neuer Erfindung des Malers abgebildet. Die Weisheit des Fürsten, in dem Bild einer Eule dargestellt, wird in einem Gedicht gepriesen, das mit der Strophe beginnt:

Wenn die andern Vögel haben	Ihre angenehme Ruh,
Und in finst'rer Nacht begraben	Schließen ihre Augen zu;
Sieh, dann wird die Eul allein	Arbeitsam und wachsam sein.

Charakteristischer noch klingen die Verse, die dem Altar des Friedens geweiht sind:

Wenn die stolz gearten Riesen	Grimmig Menschenblut vergießen,
Und die Himmel stürmen ein,	Dann wirft Jupiter herunter
Uunder sie (es ist kein Wunder)	Hagel, Blitz und Donnerstein. ²⁹⁾

Es waren offenbar die zahlreichen sinnbildlichen Figuren im Innern, welche das Entzücken der Zeitgenossen bildeten und ihnen die Kirche als eine der „zierlichsten am Rheinstrom“ erscheinen ließ. Aber fast noch mehr als die Kirche erregte die Einweihungsfeier die staunende Aufmerksamkeit der Zeitgenossen. Durch diese Feier am 27. Juni 1680 hat der Gedanke der Union oder genauer gesagt der Eintracht, denn nur um solche handelt es sich jetzt noch, seinen sichtbarsten und festlichsten Ausdruck erhalten. Da war vor allem die Teilnahme des Hofes und des gesamten Hofstaates, aber diesmal nicht im Trauergewand, welche der Feier den höchsten Glanz verlieh. Auch der militärische Pomp, Abgabe von Salven und Kanonendonner, fehlte nicht. Als eine Art von theatralischen Schaustücken standen während der ganzen kirchlichen Feier drei Katechumenen unter der Kanzel, die durch ihren fremden Ursprung dem Fest in den Augen der Menge eine gewisse kosmopolitische Weihe erteilten: außer einem Israeliten noch ein Mohr aus Guinea und ein schwarzgelber Knabe aus Ostindien. Eine Festtafel am Nachmittag und abends Feuerwerk bezeugen, daß die Feier diesmal eine Freudenfeier sein sollte für den Hof und die gesamte Bürgerschaft.³⁰⁾

Was aber weithin das größte Aufsehen erregte und der Festfeier in diesem und dem folgenden Jahrhundert den Ruf einer der seltsamsten Kurositäten zugezogen hat, war die Tatsache, daß bei einer und derselben kirchlichen Feier Geistliche der drei anerkannten christlichen Konfessionen auf den Wunsch eines Fürsten einträchtig zusammengewirkt hatten. Außer dem Kirchenrat Fabricius, der als Vertreter des Kurfürsten sprach, bestiegen nach einander ein Reformierter, ein Lutheraner und ein Katholik die Kanzel.

Von dem letzteren, dem Pfarrer von Handschuhsheim, welcher Gemeinde mit noch drei anderen Bergsträßorten (Dossenheim, Gernsbach und Laudenbach) und Seckenheim das Recht katholischer Gottesdienstübung in den simultanen Kirchen durch den bergsträßer Rezejß (1653) zugesichert worden war, wissen wir nichts näheres, als daß er bei dieser Gelegenheit zum Schluß eine Rede mit sehr anerkennenden Worten über den Kurfürsten gehalten. Der lutherische

Pfarrer Petri, welcher 10 Jahre in Worms amtiert hatte, hielt sich eben stellensuchend in Mannheim auf und ist noch in demselben Jahre (Dezember 1680) Pfarrer in Heidelberg geworden. Er sprach nur ein Gebet. Das größte Interesse darf durch seine späteren Schicksale der kurfürstliche Hofprediger Langhans in Anspruch nehmen. Der schicksalsreiche Mann hielt die Hauptpredigt über Zephania 3, 9: Sie alle sollen den Herrn anrufen und ihm dienen einträchtiglich.

Allein die ersehnte Eintracht ist selbst in der Feststadt und unter den Augen des Kurfürsten eine fragwürdige Sache geblieben. „Nun fehlte in dem Tempel der Eintracht nichts mehr, als die Eintracht selbst“, sagt der ehrliche Benjamin List, der Geschichtschreiber der lutherischen Kirche in Mannheim. Es war kein Zufall, daß der lutherische Pfarrer Appellius, der doch schon seit 1674 in der Stadt und bei dem Kurfürsten wohlgelitten war, bei der Einweihung fehlte. Er hatte seine Bedenken über die gemeinschaftliche Kirchenagende, Bedenken, die von außen her durch seine Glaubensgenossen genährt wurden. Daß der alte und starre Zionswächter der lutherischen Orthodogie, Professor Calov in Wittenberg gegen die neue Agende donnerte, konnte nicht überraschen. Aber auch der milde Spener, der von Appellius um ein Gutachten angegangen worden war, urteilte durchaus nicht günstig. Er gab den Rat, bei einer so bedenklichen Sache sich lieber vorläufig fern zu halten und eine unparteiische theologische Fakultät darüber zu Rate zu ziehen.

Die Lutheraner haben zwar die Eintrachtskirche in Mitgebrauch genommen und trotz alles Eifers fanatischer Gemeindeglieder auch im Gebrauch behalten, so lange sie stand, also neun Jahre lang. Die Eintrachtsagende aber wurde, als der Kurfürst wenige Wochen nach der Einweihung schon starb, sowohl von den Reformierten als den Lutheranern allmählig auf die Seite gelegt. Als 1685 mit dem Kurfürsten Karl die Simmernsche Kurfürstenlinie ausstarb und ein neues katholisches Kurfürstenhaus völlig neue Verhältnisse, besonders auch in kirchlichen Dingen brachte, da nahmen die Katholiken wie im ganzen Land so auch in der Eintrachtskirche die erste Stelle ein. Und als endlich im Jahre 1689 durch die Nordbrennerscharen des allchristlichsten Königs die Stadt in Trümmer sank, da teilte auch die Eintrachtskirche dieses Todeslos. Zehn volle Jahre war die Stadt so gut wie von der Erde verschwunden; denn das armselige Dörflein Neumannheim mit seinen Bretterhütten war doch kaum mehr als eine wehmütige Erinnerung

dessen, was die Stadt gewesen. Wie eine breite Ault liegen diese zehn Jahre, in welchen die Stadt ausgelöscht war, zwischen dem Mannheim des 17. und 18. Jahrhunderts. Da fiel auch das ganze Werk, dem ein guter Teil der Lebenskraft des Kurfürsten Karl Ludwig gewidmet war, seine Unionsbestrebungen, da fiel auch die Eintrachtskirche mitsamt der Eintrachtsagende einer baldigen Vergessenheit anheim. Nur wie von einer wunderlichen Kuriosität wurde von dem allen hier und dort noch gesprochen.³¹⁾

Dagegen ist die Erinnerung an seine zweite romantische Ehe lebendig geblieben; ja diese Erinnerung hat manche unfeine Blüten getrieben, die nur darauf berechnet waren, dem sensationsklüfternen Publikum auf Kosten der Wahrheit eine willkommene Speise zu bereiten. Besonders hat ein Franzose diesen Ton angeschlagen und hat in Deutschland mehrere Nachtreter gefunden. Es fehlt aber auch nicht an einer mit deutscher Gewissenhaftigkeit geschriebenen Biographie der Raugräfin, die sich mit Recht „eine wahre Geschichte“ nennen darf. Besonders ist es das Verdienst dieses Biographen, durch reichlich mitgeteilte Originalschriftstücke den unwiderleglichen Nachweis geliefert zu haben, daß der Kurfürst sein Leben mit der Degenfeld zu jeder Zeit als eine richtige Ehe angesehen hat.³²⁾ Ob sie selbst diese zweifelloste Ueberzeugung immer in sich getragen habe, mag ungewiß erscheinen. Ausgesprochen hat sie sich darüber nicht; wohl aber hat sie ihre Stunden unbefriedigter Sehnsucht und geheimer Trauer gehabt, in denen sie sich den Tod wünschte. „Geht es,“ schrieb sie 1670 im Hinblick auf ihre bevorstehende Stunde, „geht es anders, so komme ich viel Elend los.“ Sollte sie bei dieser Gelegenheit sterben, schreibt sie an eine ihrer Schwestern, so möge sie nicht allzu sehr trauern, sondern ihre Hände aufheben und sprechen: Liebe den Herrn.³³⁾ Ob die nicht ganz befriedigende Fürsorge des Kurfürsten für die Zukunft ihrer Kinder, ob Zweifel an seiner Liebe, ob ernste Bedenken über die volle Berechtigung ihrer Ehe ihr so trübe Gedanken eingegeben haben, darüber lassen sich nur Vermutungen onstellen.

Mit welcher aufrichtigen und tiefem Schmerz aber der Kurfürst die so früh dahingeschiedene Gemahlin betrauert hat, das läßt schon die „Ehestandsabrechnung“ erkennen, die er unmittelbar nach dem Hingang der Raugräfin niedergeschrieben hat, und in welcher er die großen Tugenden und kleinen Fehler der Entschlafenen, aber auch seine Leistungen und seine Versäumnisse gegen die Dahingegangene wie in einem

aufgenommenen Inventar zusammenstellt. Trotz der äußeren geschäftsmäßigen Form macht dieses Schriftstück einen ergreifenden Eindruck.³⁴⁾

Noch tiefer aber muß ein in französischer Sprache geschriebener Brief an seine Schwester Sophie von Hannover ergreifen, der drei Wochen nach dem Hingang der so tief Betrauernten und vier Tage nach ihrer feierlichen Bestattung in der Gruft der Eintrachtskirche abgefäht ist. Die Erinnerung an die Entschlafene werde ihm das Herz bewegen bis zum letzten Atemzug. Er empfiehlt besonders die hinterlassenen vier jüngsten Kinder der fürsorgenden Teilnahme der Schwester, und entschuldigt sich, daß er ihren herzlichen Brief bis jetzt noch nicht beantwortet habe. Die Pflichten, die er dem Gedächtnis der Entschlafenen schuldig gewesen, hätten ihn bisher abgehalten zu schreiben. „Jede Zeile“, so schließt er den durch seinen schlichten Ernst ergreifenden Brief, „hätte mich einen Strom von Tränen gekostet; und dieser Tränenquell ist noch nicht versiegt und wird auch erst versiegen in dem Sand von Mannheim“, d. h. wenn auch er in der Eintrachtskirche an der Seite der Dahingegangenen seine Ruhe gefunden habe. Denn so war es sein Wunsch und Wille.³⁵⁾

Dieser Wunsch ist nicht erfüllt worden. Als Karl Ludwig auf dem Weg nach Heidelberg in Edingen unter einem Nußbaum sitzend, rasch hinwegstarb, da hat sein Sohn, und vielleicht noch mehr dessen stolze Gattin, es nicht zugelassen, daß er in der Eintrachtskirche an der Seite der Kaugräfin bestattet werde, sondern befohlen, daß man ihn in der Heiligen Geistkirche in Heidelberg beisetze. Und wenn auch diese Trennung, die gegen den Wunsch des Vaters geschehen ist, unser Gefühl verletzen mag, dem Gefühl des Sohnes und seiner Geminnung gegen die noch lebende Mutter mag man sie zugute halten.

Auch die Hoffnung des Kurfürsten, daß seine innig geliebte zweite Gemahlin in der Eintrachtskirche der Friedrichsburg eine gesichrtere Ruhestätte finden werde als in einer der pfalzgräflichen Gruften in Heidelberg, hat ihre Erfüllung nicht gefunden. Die französischen Mordbrenner kehrten sich nicht an die Verwünschungen und Strafgerichte, welche der Kurfürst in der selbstverfertigten Grabschrift über alle Unmenschen herabbeschwor, die den Leichnam seiner Gemahlin nicht wollten in seinem Grabe ruhen lassen.³⁶⁾

Im Jahre 1689 bei der Zerstörung der Stadt rissen die französischen Soldaten den zinnernen Sarg aus der Gruft, um ihn zu berauben; allein der General verwehrte ihnen dieses und ließ den Sarg wieder

einsetzen.³⁷⁾ Oder sie haben ihn auch wirklich ausgeplündert.³⁸⁾ Jedenfalls wurde der Sarg der Raugräfin wie auch der einer 12jährigen Tochter, nachdem der erstere nur 12 Jahre in Frieden geruht, unter den Trümmern der in die Luft gesprengten Kirche mitzertrümmert. Das bezeugen die weiteren Schicksale.

Im Jahre 1700 wurden die beiden Leichen auf Betreiben einer der Töchter der Raugräfin ausgegraben und in einer gemeinsamen Sargumhüllung in der damaligen, reformierten Provisionskirche an der Stelle der späteren wallonischen Kirche (vollendet 1739), jetzt des Schulhauses R 2, bestattet, d. h. die Gebeine so weit sie sich vorfanden oder als man glaubte, daß es solche seien.³⁹⁾

Als im Jahre 1823 bei dem Bau des Schulhauses R 2 in einem Gewölbe ein stattlicher Zinnsarg aufgefunden wurde, der einen Eichen- und in diesem einen Lannensarg barg, hat man von deren Inhalt wohl mit Recht angenommen daß dieser die Ueberreste der Raugräfin und deren Tochter sein sollten. Allein die Gebeine waren unvollständig und zumteil auch allem Anschein nach irrtümlich gesammelt und eingelegt. Kurze Zeit ruhte der Sarg in einer Kapelle des Evang. Hospitals, bis er auf Kosten der badischen Regierung in der Konfordinenkirche neu beigesetzt wurde.⁴⁰⁾

In den Schicksalen, welche die sterblichen Ueberreste der Raugräfin erfahren haben, spiegelt sich ein Stück der Geschichte, die über die Stadt ergangen sind. Und doch darf man, betrachtet man beides, die mannigfaltigen Anfechtungen der Lebenden wie die Irrfahrten der Toten, doch darf man unter deren Geschichte die Worte schreiben: Meine Zeit in Unruhe, meine Ruhe in Gott.
